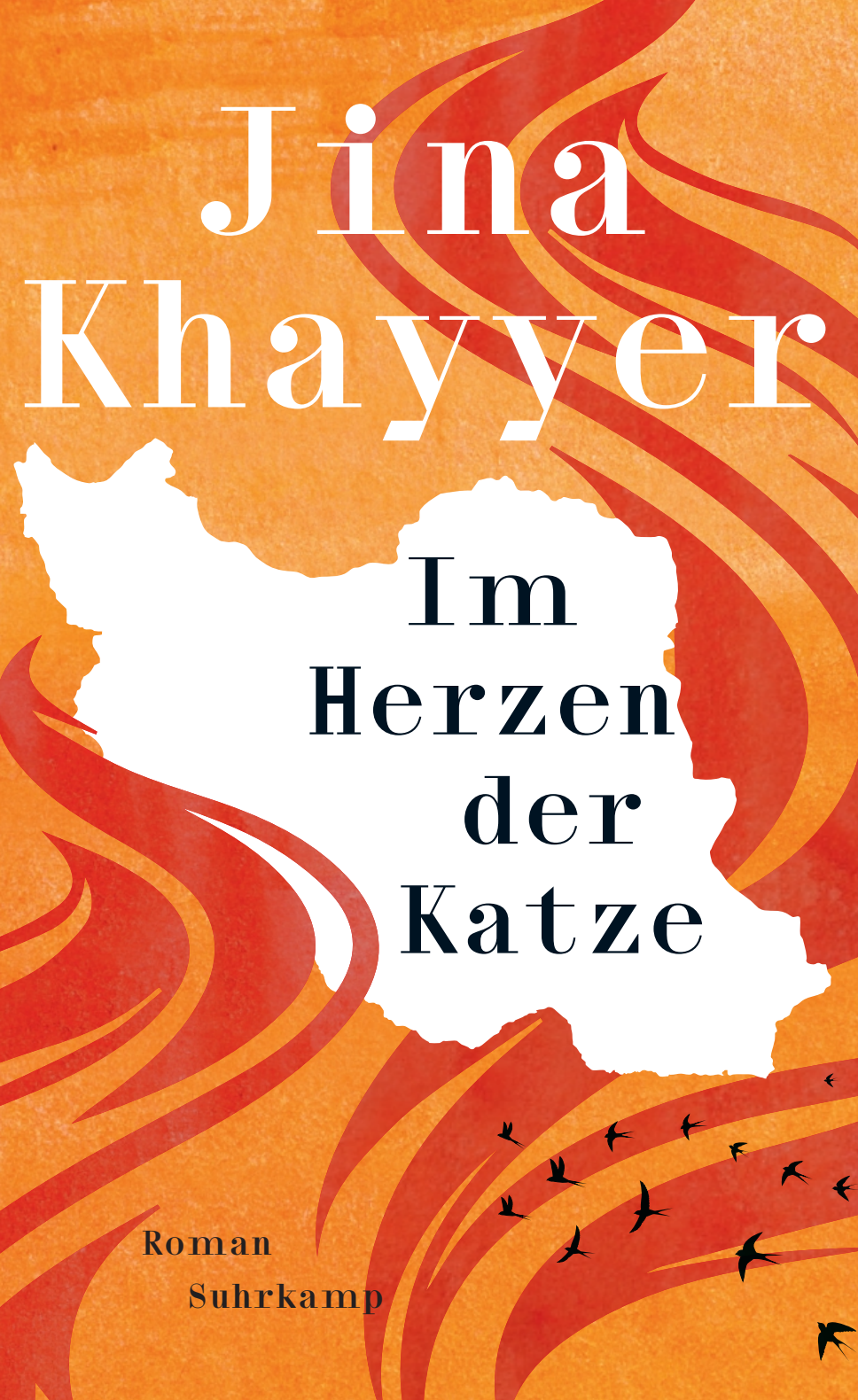




# Jina Khayyer

## Im Herzen der Katze

Roman

Suhrkamp

SV



JINA KHAYYER  
IM HERZEN DER KATZE

Roman  
Suhrkamp

Erste Auflage 2025

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des  
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung und -illustration: Barbara Thoben,

Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43248-8

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

[info@suhrkamp.de](mailto:info@suhrkamp.de)

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

IM HERZEN DER KATZE

Ich erinnere mich, wie leicht wir uns fühlten,  
wir mussten nur die Augen schließen,  
schon konnten wir fliegen,  
wie abgefallene Blätter ließen wir uns vom Wind tragen,  
aber die Wahrheit verfang sich in unseren Wimpern und wartete,  
bis wir die Augen öffneten

**B**isharaf! Bisharaf! Bisharaf! Gewissenlos! Gewissenlos! Gewissenlos! « Sie schreien in meiner Hand in die Nacht. Sie sind viele. Kinder an den Händen ihrer Mütter, Mädchen mit langen, offenen Haaren, sie schwingen ihre Kopftücher wie Fahnen in der Luft, Frauen Arm in Arm, Jungen, Männer, Schulter an Schulter, Alte. Sie marschieren auf der Valiasr-Straße unter den Platanen entlang, zwischen den hupenden Autos und den knatternden Motorrädern, beleuchtet von den goldenen Straßenlaternen. Sie sind unbewaffnet. Mit jedem Schritt flechten sich ihre Stimmen enger zu einem Zopf zusammen. »Bisharaf! Bisharaf! Bisharaf! Gewissenlos! Gewissenlos! Gewissenlos! «

Plötzlich löst sich eine Stimme aus dem Chor. Eine Frau ruft, »Ich bin mit nichts anderem bewaffnet als mit meinem Körper. Es ist mein Schicksal, mit meinem Körper für die Zukunft zu kämpfen. Eine Zukunft in Freiheit.«

Ein Strom Persisch überflutet mich. Mein Herz wird zu Wasser, meine Tränen überrollen mich. Ich bin nicht darauf vorbereitet, auf Instagram Persisch zu hören, aus fremden Mündern, die allein durch die Sprache vertraut klingen.

Wieder erhebt sich in meiner Hand der Chor, wie eine Welle, ich halte mein Telefon fest, als könnte die Welle es mir entreißen. Tausende Mäuler wiederholen immer nur dieses eine

Wort, »Bisharaf! Bisharaf! Bisharaf! Gewissenlos! Gewissenlos! Gewissenlos!«

Eine zweite Stimme löst sich aus dem Chor, eine Frau singt, »Jin, Jîyan, Azadî«, der Chor stimmt ein, »Jin, Jîyan, Azadî«, die ersten zwei Wörter verstehe ich nicht, ich kenne nur Azadî, Freiheit, nun singt der Chor, »Zan, Zendegi, Āzādî, Frau, Leben, Freiheit.«

Mein Instagram-Feed aktualisiert sich. Ich sehe den leblosen Körper eines jungen Mädchens. Sie liegt in einem Bett. Die Farben einer Intensivstation, blasses Blau, Türkisgrün, Eisgrau. An ihrem Ohr klebt Blut. Instagram verschleiert nichts. Egal wie viele Filter über die Bilder gelegt werden, wer will, kann erbarmungslose Realität sehen. Ich lese, *Jina Mahsa Amini wurde in Teheran von der Sittenpolizei mit einem Baton ins Koma geprügelt. Jetzt ist sie tot!* Ich lese nochmal ihren Namen *Jina*, Jina mit Jot. Ich habe noch nie von jemandem gehört, der meinen Namen trägt.

Die Kälte ihres Körpers strahlt durch das Telefon in meiner Hand in meine Knochen. Ich sitze wie eingefroren in meinem Arbeitszimmer hinter meinem Schreibtisch, sehe die Tote in meiner Hand, lese wieder und wieder ihren Namen, Jina mit Jot. Der tote Körper trägt meinen Namen. Ich dachte, mein Name sei erfunden. Ich dachte, meine Mutter habe meinen Namen erfunden. Ich dachte, weil meine Mutter bis zuletzt überzeugt war, dass ich ein Junge werde, hatte sie sich keinen Mädchennamen überlegt, und als dann doch ein Mädchen aus ihr herauskam, gab sie mir schnell ihren Namen und änderte nur einen Buchstaben, n statt l, also Jina statt Jila. Ich schaue auf das Mädchen, das meinen Namen trug, und frage mich, warum ich in sechsendvierzig Jahren noch nie von jemandem gehört habe, der so heißt wie ich.

Mein Instagram-Feed aktualisiert sich. Ich lese, Jina Mahsa Amini, Kurdin, war mit ihrer Familie zu Besuch in Teheran, als die Sittenpolizei sie auf der Straße aufgriff und ihrem Bruder entriß. Der Bruder flehte die Wächter an, sie sollen seine Schwester loslassen, sie seien Fremde in der Stadt, nur zu Besuch, sie trage doch ihr Kopftuch, sie wisse nicht, dass in Teheran strenge Regeln gelten, man würde doch gar kein Haar sehen. Die Sittenpolizei blieb gnadenlos, zerrte Jina in einen Transporter und fuhr mit ihr davon.

Ich lese, *Jina ist ein kurdischer Name und bedeutet »Die, die Leben gibt«.*

Ich lese, *Die, die Leben gibt, ist tot.*

Ich lese, *Die, die Leben gibt, wäre in fünf Tagen dreiundzwanzig geworden.*

Ich habe Sehnsucht nach meiner Mutter. Ich schalte mein Telefon ab, öffne meinen Computer und versuche, sie über Facetime zu erreichen. Meine Mutter geht sofort ran. Sie liegt schon im Bett, kein Licht, außer dem Schwarzblau ihres Telefonbildschirms, was sie dramatisch aussehen lässt, wie sie da liegt, ihre Haare wie eine Krone über dem Kopfkissen ausgebreitet.

»Du siehst aus wie Kleopatra, Māmān«, sage ich.

»Ich bin Kleopatra«, antwortet meine Mutter und spitzt ihre granatapfelroten Lippen, die durch den Lipliner, den sie sich vor Jahren hat tätowieren lassen, immer frisch geschminkt aussehen. Sie dreht ihren Kopf ins Profil, nimmt die aristokratischste Pose ein, die sie draufhat, und klimpert mit den Wimpern.

»Hab ich dich geweckt?«

»Nein, meine Tochter.« Meine Mutter richtet sich auf und schiebt sich zwei Kissen in den Rücken, um höher zu liegen, bis ich nur noch ihr Kinn sehe.

»Ich sehe nur dein Kinn«, sage ich. »Wo ist dein Telefonständer?«

»Jetzt besser?« Meine Mutter wirbelt mit ihrem Telefon herum. »Mit dem Ständer kann ich im Bett nichts anfangen. Der ist nur gut, wenn ich am Tisch sitze.«

»Warum hast du kein Licht an?«, frage ich.

»Der Mond scheint ins Zimmer. Das ist doch Licht«, sagt meine Mutter und dreht das Telefon zum Fenster. »Kannst du den Mond sehen?«

»Nein, Māmān, wie soll ich denn deinen Mond sehen, der hängt doch nicht im Fenster.«

»Zeig mir deinen Mond«, bittet mich meine Mutter. Ich drehe mein Notebook herum, stehe vom Schreibtisch auf, öffne das Fenster und halte es hinaus in den Abend, hoch zum Mond.

»As māhi tā māv dussat dōram«, sagt meine Mutter, »ich liebe dich vom Fisch bis zum Mond.«

»Vom Fisch bis zum Mond«, wiederhole ich. Ich mag diesen Ausdruck. Lange bevor es Götter gab und sich die Menschen noch vor der Natur verbeugten, sagten Zoroastrier vom Fisch bis zum Mond und meinten das ganze Universum, vom tiefsten Punkt, dem Meeresgrund, bis zum höchsten Punkt, dem Mond, und wenn sie eine Bitte überbrachten, richteten sie ihre Bitte vom Fisch bis zum Mond ... »vom Fisch bis zum Mond«, flüstere ich noch einmal leise in mich hinein, bevor ich meine Mutter frage, ob sie die Nachrichten gesehen hat.

»Nachrichten deprimieren mich«, sagt meine Mutter und schüttelt ihr Telefon heftig hin und her, als wollte sie die Nachrichten vom Telefon abschütteln. Als sie endlich stillhält, sehe ich nur ihre Zimmerdecke.

»Māmān, ich sehe nur deine Zimmerdecke«, sage ich, wäh-

rend ich mich mit meinem Notebook in der Hand wieder hinter meinen Schreibtisch setze.

»Besser?« Meine Mutter hält sich jetzt das Telefon so nah vors Gesicht, dass ich denke, gleich stößt sie mit ihrer Nase durch meinen Bildschirm in mein Zimmer. Ich sage nichts, sonst verliert sie die Geduld und legt ihr Telefon auf dem Nachttisch ab. Ich weiß nicht, wie ich sie fragen soll, ob sie von dem Mädchen gehört hat, das sie umgebracht haben, ohne sofort in Tränen auszubrechen. Schon allein bei dem Gedanken zittert meine Unterlippe, wie sie immer zittert, wenn ich vor Kummer nicht weiß, wie ich mich ausdrücken soll. Hilflös schaue ich über den Computer hinweg aus dem Fenster hinauf zum Mond.

»Hast du von dem Mädchen gehört, dass sie umgebracht haben?«, frage ich schließlich. Meine Mutter nickt mir stumm zu. Ich kann spüren, wie sich meine Augen mit Tränen füllen, und hänge meine Augen an den Mond.

»Wusstest du ...«, meine Stimme bricht weg, ich versuche dem Mond ein bisschen Kraft zu entziehen und sie in meine Stimme zu legen, »wusstest du, dass mein Name kurdischen Ursprungs ist?«

»Nein«, sagt meine Mutter, »das wusste ich nicht.« Ich kann hören, dass es sie Mühe kostet, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. Ich kann hören, wie auch sie versucht, ihre Tränen zu unterdrücken.

»Weinst du?«, frage ich.

Meine Mutter holt tief Luft und wackelt wieder mit ihrem Telefon herum, bis die Kamera ihr Gesicht zerteilt.

»Māmān, ich sehe nur dein halbes Gesicht.«

»Jetzt gut?«

»Jetzt gut«, sage ich, als meine Mutter das Telefon wieder still vor ihr Gesicht hält, und frage sie, warum wir noch nie von jemandem gehört haben, der so heißt wie ich.

»Weil sie den Kurden auch ihre Namen verbieten«, sagt meine Mutter so leise, dass ich sie kaum höre.

»Wusstest du, dass Jina *Die, die Leben gibt* bedeutet?« Ich kann meine Tränen nicht mehr zurückhalten, so viele Gefühle gleichzeitig, ich bin verwirrt, dass ich von Jina spreche, ohne mich zu meinen, ich bin wütend, dass sie uns jagen und schlagen und töten, ohne Konsequenzen, ich gebe mich meiner Mutter schluchzend hin, wie ich mich ihr schon lange nicht mehr gezeigt habe.

»Weine nicht, meine Tochter«, sagt meine Mutter sanft. In ihrer Stimme liegt eine Zärtlichkeit, die meine Mutter nur sparsam preisgibt, aber wenn sie es tut, beruhigt sie mich damit sofort. »Schenk dir nur schöne Gedanken. Denk ans Meer. Immer wenn mich etwas bedrückt, denke ich ans Meer, ich tauche unter und schwimme, ich schwimme, bis mein Herz wieder lacht. Die Gesundheit des Herzens ist das Wichtigste. Du darfst dir von nichts und niemandem das Herz zermalmen lassen. Du trägst das Meer in deinem Herzen. Deshalb wird dein Herz zu Wasser. Herzen, die sich beugen wie das Meer, können niemals brechen.«

Meine Mutter lässt abrupt das Telefon auf die Bettdecke fallen, ich sehe wieder nur ihre Zimmerdecke. Ich höre meine Mutter mit ihren Fingern eine Melodie schnippen.

»Was machst du?«, rufe ich meiner Mutter halb weinend, halb getröstet zu.

»Tanzen«, ruft meine Mutter fröhlich zurück.

Ich muss lachen. Es gibt vieles, was ich an meiner Mutter liebe, aber wenn ich mich auf eine Sache beschränken müsste, dann darauf, dass sie sich keiner Klage hingibt. Wenn die Lage noch so schwierig ist, ihre Antwort ist immer ein Tanz.

»Wo tanzt du hin?«, rufe ich ihr zu.

Meine Mutter hält sich wieder das Telefon vor die Nase und

dreht sich mit mir in ihrer Hand durch das Schlafzimmer.  
»In die Küche«, sagt meine Mutter, »komm, lass uns zusammen in die Küche tanzen.«

»Was tanzen wir?«, frage ich.

»Tango«, singt meine Mutter, »beautiful Tango, take me by the hand«, meine Mutter schwingt sich singend, mit mir in ihrer Hand, aus dem Schlafzimmer hinaus in den Flur, »beautiful Tango, until you make me dance, komm«, sagt meine Mutter, »wir wollen Espand anzünden«, dreht sich dann aber noch einmal um, tangot zurück ins Wohnzimmer, »jetzt kann ich den Telefonständer gebrauchen, wo bist du, da bist du«, meine Mutter macht einen dramatischen Ausfallschritt, das Telefon wackelt in ihrer Hand, ich schließe kurz die Augen, damit mir von dem vielen Hin und Her und Hoch und Runter nicht schwindelig wird, bis sie das Telefon auf der Küchenzeile neben dem Herd in den Telefonständer steckt. Die Kamera ist jetzt auf eine weiße Kerze gerichtet.

»Für Jina«, sagt meine Mutter und zündet den Docht der Kerze an. Sofort wirft die Flamme einen Schatten über die Finger meiner Mutter. Meine Mutter zieht ihre Hände aus dem Schatten der Kerze und verschwindet aus dem Bild, ich höre, wie sie in der Küchenschublade, in der sie ihre Töpfe verstaut, nach dem kleinen Weihrauchtopf sucht.

»Hier!« Sie hält mir den Weihrauchtopf entgegen und streut zwei Esslöffel Espand hinein. »Herdplatte ist an«, sagt sie und stellt den Weihrauchtopf auf die glimmende Platte.

Ich höre, wie der Espand zu knistern beginnt. Rauch steigt auf und vernebelt das Bild. Mit beiden Händen wedelt mir meine Mutter den Rauch zu, »bismi'llāhi r-rahmāni r-rahi-mi, die Geister der Gnädigen und Barmherzigen werden dich schützen«, sagt sie und spitzt ihre Lippen zum Luftkuss.

»Und nun ruf deine große Schwester an und frag sie, wie es

ihr geht, ruf Roya an, sie wird sich freuen, von dir zu hören.« Dann ist die Verbindung weg. Meine Mutter hat ohne ein weiteres Wort aufgelegt.

Ich kann mich nicht kontrollieren, wie ferngesteuert greife ich zum Telefon und öffne Instagram. Ich sehe ein Video, auf dem ein Mädchen im Dunkeln auf der Straße tanzt. Ihre Silhouette hebt sich kaum von der Nacht ab. Einzig das Licht ihres Telefons leuchtet sie an. Sie hat kurze Haare, trägt eine Raver-Sonnenbrille, ihr Nasenpiercing blitzt bei jeder Bewegung wie ein kleines Feuerwerk auf, sie hält ihren Zeige- und Mittelfinger zum V geformt in die Kamera. Im Hintergrund kann ich schwach den Borj-e Āzādi erkennen. Ich habe den Āzādi-Turm noch nie in der Nacht gesehen. Eine Lichtergirlande zeichnet seine Silhouette nach. Ich schalte den Ton an und höre das Mädchen auf Persisch singen, »Wir verlieren und stehen auf und gehen von Dunkelheit zu Dunkelheit weiter, bis wir das Licht sehen. Egal, wie dunkel und furchteinflößend der Weg vor uns ist, es gibt immer ein Ende der Dunkelheit, und das Ende der Dunkelheit ist Licht.« Tränen laufen mir über die Wangen. Wie spät es jetzt wohl in Teheran ist? Ich kann mir nie merken, wie viele Stunden Teheran meiner Zeit voraus ist. Plus zweieinhalb Stunden. Elf Uhr jetzt. Roya wird noch nicht schlafen. Und wenn doch, wird sie wahrscheinlich ihr Telefon ausgeschaltet haben und nicht rangehen.

Ich will schon auflegen, als Roya, nach Luft schnappend, auf meinem Computerbildschirm auftaucht. Ihre Nase glüht, als komme sie eben aus der Kälte.

»Hi«, sagt Roya atemlos.

»Warum ringst du nach Luft?«, frage ich.

»Wir sind eben zur Tür rein«, sagt Roya. Sie klingt aufgeregt.

»Wir waren auf der Straße, protestieren, alle zusammen, Nika, Amir, Kobra, Elahè, Hassandra.«

»Wer ist Hassandra?«, unterbreche ich Roya.

»Hassan, Nikas bester Freund, Elahès Sohn, jetzt Tochter, jetzt Hassandra.« Roya grinst.

»Wow, seit wann?«, frage ich.

»Offiziell seit diesem Sommer, aber ein Geheimnis war es schon lange nicht«, sagt Roya.

»Wie hat Elahè reagiert?«, frage ich.

»Ich muss dir sagen, sie hat das von Anfang an souverän weggesteckt.«

»Du klingst überrascht.«

»Nein, ich weiß nur nicht, wie souverän ich reagieren würde, wenn Nika lieber Niko wäre.«

»Für einen Jungen ist es sehr mutig, ausgerechnet in Iran ein Mädchen zu werden«, sage ich. Ich muss an Iman denken. Mein Herz verknotet sich, als würde es sich selbst auswringen. Ich kann sehen, dass sich Royas Lippen zusammenziehen, für einen kurzen Augenblick verdunkeln sich ihre Augen, wie die Erde, wenn sich plötzlich eine Wolke vor die Sonne schiebt.

»Ich wünschte, du wärst hier«, sagt Roya. »Der Tod des Mädchens hat in allen den Widerstandsgeist geweckt. Ihr Tod fällt wie ein Hammer auf den Schalter der Zeitbombe. Wir hatten uns alle gewissermaßen in den Untergrund zurückgezogen, aber jetzt haben wir mehr Kraft als je zuvor.« Roya klingt kampflustig, so kampflustig, wie ich sie seit jenem Winter im Jahr 2009 nicht mehr gehört habe.

»Gnade ihnen ihr verdammter Gott, bāh ghodrate sabunemoon be jāh mischunimeschun, mit der Kraft unserer Zungen weisen wir sie zurück«, sagt Roya und lacht. »Diesmal kriegen wir sie«, redet Roya weiter. »Diesmal werden wir

die Mörder ein für alle Mal los. Du solltest hier sein. Diesmal ist alles anders. Wir sind alle zusammen, wir stehen Seite an Seite, Alte, Junge, Mädchen, Jungen, Frauen, Männer ..., kannst du dich noch an Khāleh Iran erinnern, Amirs Tante, die schlief sogar in ihrem Tschador vor lauter Gottesfurcht. Sie hat ihn heute ins Feuer geworfen, sie hat ihn heute mit uns allen zusammen ins Feuer geworfen, du hättest dabei sein müssen, es war so schön, du hättest Nikas Freude sehen sollen, als sie ihr Kopftuch ins Feuer warf, wir verbrannten alle unsere Kopftücher und tanzten und sangen, *Wir sind viele, wir haben keine Angst, wir sind nicht allein*. Wir haben ein Feuer gemacht, mitten auf der Valiasr, oben am Tajrish, mitten auf der Straße ein Feuer, wie früher, bevor die Mörder uns das Tanzen und Singen und das Feuer verboten haben, wie an Tschahar Schanbe Suri.« Roya schaut verträumt durch mich hindurch wie durch ein Fenster, in eine Zukunft, die sie fröhlich stimmt. Sie sieht glücklich aus.

»Die Zeit ist jetzt«, sagt Roya. »Wir müssen jetzt alle gemeinsam alles tun, was in unserer Möglichkeit steht. Diesmal bringen wir sie zu Fall. Diesmal ist alles anders. Diesmal stehen wir alle füreinander ein. So etwas habe ich noch nicht erlebt«, sagt Roya, »Jungen, Mädchen, Männer, Frauen, Juden, Christen, Moslems, Bahai, Kurden, Balutschen, Loren, wir sind alle ein Körper und rufen aus einem Mund.«

Roya erzählt mir, dass *Jin, Jîyan, Azadi* der Ruf der kurdischen Freiheitskämpferinnen ist, die ihre Körper schon vor den Syrern, den Türken, den Irakern, vor diesem verdammten islamischen Regime Millionen Mal verteidigen mussten, gegen alle Tyrannen, die über Frauenkörper verfügen, als seien wir organische Rohstoffe.

Ich sehe sofort die Bilder von 2009 vor meinen Augen. Muss Roya nicht auch an 2009 zurückdenken? Sie kann das doch

nicht vergessen haben. Ich werde es nie vergessen, nie in meinem Leben. Aus einem feigen Grund traue ich mich nicht, Roya zu fragen, ob sie keine Angst hat, dass sich alles wiederholt, also frage ich nur, »Ist es nicht gefährlich?«

»Wenn du ständig in Angst lebst«, sagt Roya, »verliert die Angst ihren Schrecken. Es ist wie atmen. Du atmest, aber du denkst nicht darüber nach, dass du atmest. Wir müssen jetzt die Angst vergessen und uns ihnen entgegenstellen. Wir müssen uns ihnen ein für alle Mal entgegenstellen, um uns endlich zu befreien. Außerdem gehen wir diesmal nur im Dunkeln protestieren. Die Nacht schützt uns.«

»Was ist mit Nika?«, frage ich besorgt.

»Was soll mit mir sein, Tante«, höre ich Nika im Hintergrund.

»Willst du mir nicht kurz Hallo sagen?«, rufe ich Nika zu.

»Ich hab jetzt keine Zeit, Tante. Ich hole nur schnell das Essen, wir bleiben heute die ganze Nacht draußen«, ruft Nika, schiebt zu meiner Freude nun doch für eine Sekunde ihr Gesicht vor die Kamera, so dass ich ihr schnell einen Kuss zuwerfen kann, und fragt, ob ich überhaupt mitbekomme, was bei ihnen los sei. Ich sage, dass mein Instagram-Feed voll ist mit Posts aus Teheran. Dass ich im Sekundentakt durch Instagram von ... ich stocke, ich sehe in dem kleinen Facetime-Fenster meine Lippen, die versuchen, meinen Namen zu bilden, aber es nicht schaffen. Ich habe mein Leben lang diesen Namen nur ausgesprochen, wenn ich von mir geredet habe.

»Wie haben sie es fertiggebracht, in der Notaufnahme Fotos von ihr zu machen?«, frage ich Roya. »Die haben doch sogar auf den Toiletten Überwachungskameras. Eine Krankenschwester? Ein Arzt? Wer hat dieses Foto gemacht? Wer immer sie gemacht hat, wird doch sofort verhaftet«, sage ich.

»Endlich sieht die Welt, dass wir von einer Herde gottloser Mörder gefangen gehalten werden«, sagt Roya aufgebracht.

»Ist es nicht verrückt, dass sie hieß wie ich? Ich dachte, Māmān hat sich meinen Namen ausgedacht.«

»Es ist so verrückt, Tante Jina«, ruft Nika, schnappt sich das Telefon aus Royas Hand und schaut mich jetzt durchdringend an, »dein Name ist der Name der Revolution, wir rufen deinen Namen auf den Straßen.«

Mir kommen wieder die Tränen. Ich fühle mich meiner Schwester und meiner Nichte gegenüber feige und weich. Kämpferisch, todesmutig gehen sie in Teheran auf die Straße, und ich sitze hier erschrocken, weinerlich und vollkommen durcheinander in Frankreich, zu Hause, in Sicherheit. Ich weiß, wozu diese Mörder fähig sind. Ich habe es selbst erlebt. Sie dulden keinen Aufstand. Sie werden sie verhaften. Sie werden sie foltern. Sie werden sie ... Vielleicht hat Roya recht, versuche ich mich zu beruhigen, vielleicht wird dieses Mal alles anders.

Nika gibt Roya das Telefon zurück und verschwindet aus dem Bild, um ein Picknick für die Nacht zu packen.

»Willst du nicht wenigstens Nika nach Wiesbaden schicken, zu Māmān? Oder zu mir?«, frage ich Roya vorsichtig.

»Ich gehe nirgendwohin«, höre ich Nika im Hintergrund rufen.

»Das ist der Tag«, sagt Roya siegessicher, »der Tag, an dem die Rufe aller Iranerinnen und Iraner zu einem Dolch in ihrer Kehle werden. Der Tag, an dem alle Blumen aufgehen. Ich sehe, wie sich die Kinder, Nika, Kobra, Hassandra, auf die Straße stellen. Sie schreien, *Gebt uns unsere Freiheit, oder tötet uns!* Dagegen sind Amir und ich feige. Wir haben ein Doppelleben geführt, hinter verschlossenen Türen, im Untergrund, bei uns gab es alles nur im Untergrund, Untergrundkonzerte, Untergrundpartys, doppelte Böden. Als seien wir die unterirdischen Wurzeln dieser Generation, sprießen

sie nun wie Blumen aus der Erde und wollen die Luft und die Sonne und den Regen schmecken. Nika sagt, sie will sich nicht länger verstecken. Glaub mir, diesmal ist alles anders«, wiederholt Roya, »diesmal werden wir siegen.«

»Māmān, komm«, höre ich Nika rufen.

Ich schaue auf die Uhr. Es ist fast Mitternacht in Teheran.

»Komm, wohin?«, frage ich.

»Ich gehe auch nochmal los«, sagt Roya aufgekratzt. »Wir sprechen die Tage. Ich hab dich lieb.« Roya schickt mir einen Handkuss und legt auf.

Ein roher Schmerz befällt mich. Ich sitze an meinem Schreibtisch und versuche, an irgendetwas Halt zu finden. Ich gehe auf Spotify und höre Googoosh singen, *Lass uns das Alleinsein teilen*. Der Mond scheint ins Zimmer – und dieser eine Stern, immer ist da dieser eine Stern, heller als alle anderen.